

Sandra Landhäußer,
Prof. Dr. Dr. h.c. Hans-Uwe Otto,
Dr. Holger Ziegler, Universität Bielefeld

Informelles Lernen in benachteiligten Stadtteilen

Der Hinweis, eine wesentliche Facette sozialer Benachteiligung und Ausgrenzung läge in ihrer sozialräumlichen Verortung, wird in der zeitgenössischen Sozialpolitik bzw. Sozialen Arbeit als eine zentrale strategische wie konzeptionelle Herausforderung verhandelt. Tatsächlich oder vermeintlich zunehmende¹, räumlich fixierte Spaltungs- und Segregationsprozesse würden, so die Diagnose, eine Potenzierung von Benachteiligung induzieren. Ungünstige Bedingungen im Stadtteil würden sich (zusätzlich) benachteiligend auf marginalisierte Bewohner/innen auswirken. Vor diesem Hintergrund werden gezielte, gebietsspezifische Interventionsmaßnahmen entwickelt, um eine „soziale Abwärtsspirale“ zu stoppen, die nicht zuletzt in ungleichen Erziehungs- und Bildungschancen von Kindern und Jugendlichen zum Ausdruck kommt.

Die Macht- und Lebensführungsmittel, die sich menschliche Akteure/innen lernend aneignen, lassen sich als „kulturelles Kapital“ (Bourdieu) beschreiben. Dies bezeichnet die Gesamtheit von Fähigkeiten, Fertigkeiten, Gewohnheiten und Stilen, die in einem Prozess verinnerlicht werden, der in hohem Maße durch soziale Herkunft und soziokulturell unterschiedliche Erfahrungsmuster geprägt ist. Dabei lässt sich zwischen schulischem („capital scolaire“) und sozial ererbtem Kulturkapital („capital culturel hérité“) unterscheiden. Das sozial ererbte Kulturkapital verweist darauf, dass z.B. Kinder im praktisch-tätigen Umgang mit ihrer nahräumlichen Umwelt Konstruktionsregeln der Dinge, Grundmuster der Kommunikation und Handlungsvermögen in einer Weise kennen lernen, die in den primären Sozialisationsinstanzen und den je eigenen Lebenskontexten gebräuchlich und nützlich ist. Der aktuelle Bildungsdiskurs um in- und non-formelles Lernen scheint der prägenden Bedeutung dieser Formen des Kulturkapitalerwerbs Rechnung zu tragen². Allerdings stehen das ererbte und das schulische Kulturkapital nicht immer in einem

sich wechselseitig fördernden Zusammenhang. Vielmehr fungiere, so Bourdieu (1997, S. 56), das in nahräumlichen Kontexten angeeignete Kulturkapital „je nach Abstand zu den Erfordernissen des schulischen Marktes entweder als positiver oder als negativer Wert“. Maßgeblich für den Schulerfolg bzw. für den Erwerb von Wissensbeständen, die in der so genannten „globalisierten Wissensökonomie“ verwertbar sind, ist weniger das im sozial ererbten Kulturkapital zum Ausdruck gebrachte Ausmaß der praktischen Beherrschung von Lebensbewältigungsanforderungen in abgedrängten und unterrepräsentierten sozialen Milieus. Vielmehr geht es um den sozialen „Abstand“ dieser Fähigkeiten zum Bildungssystem und anderen gesellschaftlich maßgeblichen Feldern der Verteilung von Lebenschancen³. Daher ist – gerade mit Blick auf nicht privilegierte soziale Klassen – ein kritischer Blick auf die derzeitige Konjunktur der Diskurse um informelle Bildung und das „Pathos der Selbstbestimmung“ angebracht.

Auch die sozialpädagogische Sozialraumorientierung lässt sich – zumindest wenn sie im Sinne eines übergreifenden fachlichen Konzeptes verstanden wird – in den breiteren Kontext solcher Strategien der Informalisierung stellen. Im Rahmen der Orientierung am sozialen Raum des Lokalen („Nahraumorientierung“) scheint es ja nicht zuletzt um den Versuch eines (Re-)Arrangements informeller Netzwerke in lokalen Lebensbereichen zu gehen, bzw. – mit Blick auf den Stadtteil als „Ort der Bildung“ – um die Frage einer Verknüpfung sozialräumlicher Beziehungs- und Bildungsressourcen. Im sozialen Nahraum sollen Probleme bearbeitet werden, die nicht (mehr) ausreichend durch formale Bildungsprozesse angegangen werden. Der Wissens- und Kompetenzerwerb junger Menschen innerhalb ihrer lokalen Erfahrungsräume rückt in den Mittelpunkt. Eine Aktivierung des so genannten sozialen Kapitals der Bewohner/innen soll die erhofften informellen Lernprozesse freisetzen. Hieran – so wird häufig implizit oder explizit konstatiert – mangle es jedoch den so genannten „benachteiligten Stadtteilen“, für die soziale Ausgrenzung und Marginalisierung verbunden mit ungleichen Entwicklungschancen als typische Problemkonstellationen gelten, die u.a. negative sozialisierende Effekte nach sich zögen. Dies hebt insbesondere die These der Entstehung einer „culture of poverty“ hervor,

1) Die weit verbreitete Annahme eines eindeutigen oder gar kausalen Zusammenhangs zwischen Armutslagen und räumlicher Segregation in der Bundesrepublik findet empirisch insgesamt keine Bestätigung.

2) Mit Blick auf die Kinder- und Jugendhilfe wird dabei eine Perspektivverlagerung nahe gelegt. Sie wird zunehmend nicht mehr nur als ein kompensatorisches Anhängsel zur Schule, sondern als eine eigenständige, bildungsrelevante Sozialisationsinstanz verstanden.

3) So zeigen eine ganze Reihe von Studien aus Deutschland, Frankreich und den USA, dass sich gesellschaftliche Eliten nach wie vor in einem erheblichen Maße dadurch reproduzieren, dass sie teilweise über ganze Generationen ein hohes kulturelles Kapital „verwalten“ und ihren Söhnen und Töchtern ihre kulturellen und sozialen Praktiken bereits ab der frühesten Kindheit in Form einer „stillen Pädagogik“ vermitteln.

durch die v.a. angeblich generational vererbte moralisch-kulturelle Haltungen problematisiert werden. Eine Affinität derzeit hegemonialer Sozialraumdiskurse zu einer solchen Perspektive, lässt sich etwa im Kontext des Programms „Soziale Stadt“ verdeutlichen:

„Kinder und Jugendliche entwickeln eine ‚abweichende Kultur‘, da sie in einem Umfeld mit nur wenigen positiven Vorbildern und Repräsentanten eines ‚normalen‘ Lebens den Sinn von Schule, Ausbildung und Beruf nicht mehr ausreichend vermittelt bekommen, im Gegenteil: es erfolgt ein ‚negatives soziales Lernen‘“ (Becker et al. 2003, S. 11).

„Staatliche Transferleistungen und Kleinkriminalität ersetzen in einem durch Arbeitslosigkeit geprägten Umfeld oftmals Arbeit als materielle Basis für Lebensunterhalt und Konsum“ (Becker et al. 2002, S. 17).

Analytisch überrascht die Konjunktur dieser Perspektive alleine deshalb, weil nahezu alle methodisch robusten, empirischen Untersuchungen hierzu im wesentlichen eine Gemeinsamkeit aufweisen: Sie widerlegen die These einer solchen Armutskultur. Aber auch praktisch-programmatisch besteht eine gewisse Ironie darin, dass sich solche Deutungen mit einiger Regelmäßigkeit in Konzeptionen finden, in denen der Idee informeller Bildung ein hoher Stellenwert zukommt. Gäbe es nun aber eine Kultur der Armut im oben skizzierten Sinne, wäre sie v.a. eine Konsequenz sozialräumlicher Sozialisationsprozesse, d.h. ein Ergebnis informellen Lernens in benachteiligten Stadtteilen. Dann gälte es allerdings, informelles Lernen in solchen Stadtteilen möglichst zu vermeiden: Informelles Lernen wäre das zentrale Problem.

Wie verhält es sich nun mit dem Versprechen informellen Lernens, wenn die These von einer Kultur der Armut oder die – empirisch ebenso wenig haltbare und moralisch degradierende – Rede von einer „urban underclass“ als unzutreffend und unangemessen zurückgewiesen werden kann? Ein empirischer Blick auf einen so genannten „benachteiligten Stadtteil“ und die Netzwerke bzw. Vergemeinschaftungsweisen seiner Bewohner/innen hilft, diese Frage zu klären.

Es ist zunächst unstrittig, dass nur ein Bruchteil marginalisierter Akteure/innen in „benachteiligten Gebieten“ wohnt⁴. Ebenfalls empirisch gesichert ist die Einsicht, dass nicht alle Bewohner/innen „benachteiligter Gebiete“ benachteiligte bzw. marginalisierte Akteure/innen sind. Analytisch wie konzeptionell scheint es daher notwendig, Wirkungen der sozialen

Lage und Quartierseffekte zu differenzieren. Versäumt man es zwischen Dynamiken, die durch den lokalen Sozialraum strukturiert sind und Dynamiken, die mit den Verortungen der Akteure/innen im gesellschaftlichen „sozialen Raum“ (Bourdieu) zusammenhängen, zu unterscheiden, produziert man schnell ökologische Fehlschlüsse, die auch hinsichtlich möglicher Handlungsempfehlungen auf Basis solcher „Erkenntnisse“ zu – gelinde gesagt – zweifelhaften Vorstellungen führen. So finden sich auch im aktuellen Sozialraumdiskurs deutliche Tendenzen zu Unteraggregationen, wenn z.B. Problemkonstellationen, die in einem viel breiteren gesellschaftlichen Verursachungskomplex verortet sind – wie etwa Armut oder Arbeitslosigkeit – auf jenen Sozialraum zurückgeführt werden, in dem sie sichtbar werden, weil beispielsweise überdurchschnittlich viele arme und arbeitslose Menschen dort leben⁵. Gleichzeitig finden sich aber auch Tendenzen zur Überaggregation: Dass viele Menschen in einem spezifischen Sozialraum benachteiligt sind, heißt nicht, dass man von einem „benachteiligenden Sozialraum“ sprechen kann. Selbst die Rede vom „benachteiligten Sozialraum“ bzw. Stadtteil ist nicht unproblematisch. Im schlechtesten Falle wird eine fragwürdige Homogenisierung des Sozialraums nahe gelegt, bei der Probleme von Minderheiten (innerhalb des Raums) aus dem Blick geraten und andere Probleme – die im fokussierten Gebiet statistisch überproportional vorkommen – an Akteure/innen bzw. mit Blick auf Akteure/innen „bearbeitet“ werden, die diese Probleme eventuell gar nicht haben. Es ist, um nur ein Beispiel zu geben, weit verbreitet zu unterstellen, Netzwerke von Bewohnern/innen „benachteiligter Stadtteile“ seien stark begrenzt. Dies mag sich aus einer überaggregierenden Perspektive auch empirisch bestätigen lassen. Jedoch kann es auch sein, dass die Netzwerke „benachteiligter Akteure/innen“ begrenzt sind. Im ersten Falle wäre eine Strategie angemessen, die bestrebt ist, „benachteiligte Stadtteile“ zu „verbessern“. Im zweiten Falle ginge es eher darum, marginalisierte Akteure/innen zu unterstützen.

Wir sind dieser Frage u.a. mit Hilfe des „Positionsgenerators“⁶ nachgegangen, einem netzwerkanalytischen Instrument, das es erlaubt,

5) Es ist ja z.B. durchaus richtig, dass sich ein Ozonloch über dem Südpol findet, daraus die Konsequenz zu ziehen, dass sich die „Südpolier“ um Klimaschutz bemühen sollten, scheint dennoch etwas zu kurz gegriffen.

6) Mit dem „Positionsgenerator“ lässt sich beschreiben, in welchem Maße die Befragten Zugang zu Menschen mit bestimmten Berufspositionen haben. Auf Basis der Prestigeskala ISEI werden diesen Berufen metrische Werte - von ca. 20 für einen Hilfsarbeiter bis ca. 80 für einen Anwalt – zugewiesen.

4) Trotz einer massive Segregation der Armut lebten selbst in den USA der späten 1980er Jahre – der Blütezeit des Neoliberalismus also – über 90 Prozent der Armen nicht in Armutsgebieten (bzw. Ghettos).

die Zugänge der Befragten zu Menschen mit unterschiedlichem sozialem bzw. Berufsstatus zu messen⁷. Kontrolliert man Geschlecht und Klassenposition – in diesem Fall ein Faktor, der aus der „klassischen Triade“ eigener Berufsstatus, Nettoäquivalenzeinkommen und Bildungsabschluss berechnet wurde – der Befragten, zeigen sich diesbezüglich nur sehr schwache und nicht signifikante gebietsspezifische Zusammenhänge. Kontrolliert man hingegen Gebiet (und Geschlecht) und betrachtet klassenspezifische Unterschiede, so finden sich überaus deutliche, statistisch hochsignifikante Zusammenhänge. Es spricht demnach vieles dafür, dass zumindest in einigen sozialräumlich orientierten Ansätzen Klasseneffekte mit Raumeffekten verwechselt werden. Eine solche Verwechslung kann jedoch an den Akteuren/innen vorbei gehen, soziale Ungleichheiten in wie außerhalb „benachteiligter Sozialräume“ übersehen oder – im ungünstigsten Fall – sogar noch verschärfen.

Dies könnte z.B. mit Blick auf Ansätze der Fall sein, in denen die Bewohner/innen benachteiligter Stadtteile für „die Interessen des Stadtteils“⁸ aktiviert werden sollen. Wir haben die Menschen befragt, ob sie sich an einer Reihe von (politischen) Aktionen und Initiativen aktiv oder passiv beteiligt haben und daraus einen „Aktionsfaktor“ gebildet. Klassenspezifisch lässt sich dabei insgesamt ein deutlicher Zusammenhang aufzeigen, der im „benachteiligten Gebiet“ noch stärker ist als außerhalb. Dies wäre per se gar nicht so problematisch, wenn sich nicht zugleich deutliche klassenspezifische Unterschiede in dem zeigen würden, was oder wer im Sozialraum als drängendes Problem gilt. Bestimmte Strategien der Aktivierung und Informalisierung im Kontext einer sozialräumlich orientierten Sozialen Arbeit sollten entsprechend (stärker) darauf achten, sich nicht – in bester Absicht – zum Werkzeug sozialräumlich ohnehin dominanter Gruppen zu machen. Empirisch spricht jedenfalls einiges dafür, dass v.a. Ansätze, die auf eine Aktivierung lokalen Engagements und (kollektiver) Selbsthilfekräfte zielen, (falls überhaupt) eher ressourcenstarke Akteure/innen ansprechen, deren Interessen, Prioritäten, Problem-

wahrnehmungen und Problemkonstellationen – gerade im „benachteiligten“ Gebiet – jedoch deutlich von denen symbolisch subdominanter Gruppen und Akteure/innen abweichen (können).

Wie steht es nun – wenn wir davon ausgehen können, dass Wirkungen der sozialen Lage, in denen sich die Menschen befinden, insgesamt stärker sind, als die des Quartiers, in dem sie wohnen – mit den Hoffnungen, die auf die informelle Bildung im Quartier als einem Ort des alltäglichen Lernens gerichtet sind?

Wenn Schüler/innen im dreigliedrigen System segmentiert werden, wäre der lokale Nahraum ein phantastischer Ort der Bildung, wenn solche Stratifizierungsprozesse hier nicht stattfinden würden. Doch leider ist keinesfalls anzunehmen, dass das informelle Lernen in den eigenen Vernetzungen und Vergesellschaftungen sozial weniger stratifiziert ist. Es ist eine alte Einsicht, dass sich in Netzwerken starke soziale Homogenisierungstendenzen finden. Auch unsere eigenen Untersuchungen verdeutlichen das hohe Maß in dem informelle Netzwerke die Fähigkeiten und Charakteristika der eigenen Person widerspiegeln. Sowohl hinsichtlich der Ressourcen als auch der soziostrukturellen Merkmale der Akteure/innen zu denen soziale Netzwerke Zugang schaffen, zeigt sich, dass Menschen offensichtlich dazu tendieren, sich informell mit „ihresgleichen“ zu assoziieren. Der sog. Matthäus-Effekt – „Wer hat dem wird gegeben...“ (Matthäus 13, 12) – findet sich im „benachteiligten Gebiet“ noch stärker als im „nicht benachteiligten“ Gebiet. Wir interpretieren dies als eine Konstellation, in der sich Akteure/innen mit hohen Bildungs- (und anderen) Ressourcen in „benachteiligten Stadtteilen“ stärker schließen als außerhalb. (Dafür spricht auch, dass sie hier deutlich weniger lokale Eingebundenheit zeigen als ressourcenschwache Gruppen). Da die Verteilung dessen, was Bourdieu sozial ererbtes Kulturkapital nennt, in solchen Schließungen begründet und perpetuiert wird, lässt sich dies als ein zentraler Mechanismus der Reproduktion des gesellschaftlichen Oben und Unten verstehen. Ferner verdeutlichen unsere Ergebnisse, dass lokale Solidaritätsbeziehungen für benachteiligte Akteure/innen in „benachteiligten Stadtteilen“ zwar mit erhöhten Zugängen zu alltäglichen Hilfen und einer Steigerung subjektiven Wohlbefindens verbunden sein können. Darüber hinausweisende Ressourcen und Zugänge zu nicht-redundanten Kontakten werden hierdurch aber eher nicht eröffnet. Pointiert formuliert hilft lokale Integration und Eingebundenheit den Menschen v.a. beim alltäglichen Auskommen in der eigenen Marginalität, nicht jedoch beim Durchbrechen gesellschaftlicher

7) Die Daten stammen aus einer Erhebung im Rahmen des von der DFG finanzierten Forschungsprojekts „Räumlichkeit und soziales Kapital in der Sozialen Arbeit. Zur Governance des sozialen Raums“.

8) Die Rede von „den Interessen des Stadtteils“ schwebt notorisch in der Gefahr, dem aus der Theorie kollektiver Güter bekannten „fallacy of composition“ aufzusitzen. Dieser schwerwiegende Fehlschluss lässt sich z.B. dadurch vermeiden, dass Sozialräume als soziale Arenen in den Blick genommen werden, in denen (symbolische) Kämpfe nicht zuletzt darum ausgefochten werden, wer den Sozialraum repräsentiert und wessen Interessen als „die Interessen des Sozialraums“ gelten können.

Marginalisierungsprozesse.

Insofern wären räumlich orientierte Ansätze und Strategien darauf zu prüfen, ob sie reflektieren – oder es versäumen zu reflektieren –, dass sich Zugehörigkeiten und Kooperationsbeziehungen eher an sozialen als an räumlich physikalischen Demarkationslinien entscheiden. Den Sozialraum im Sinne eines „benachteiligten Stadtteils“ zu stabilisieren – oder etwas dramatischer formuliert zu „befrieden“ –, ist eine legitime Anstrengung, aber es ist etwas anderes, als benachteiligte Menschen zu unterstützen. Daher plädieren wir eher für einen sozialräumlich sensiblen als für einen sozialraumorientierten Ansatz, in dem es nicht um eine Verschiebung vom Fall zum Feld, sondern um die in sozialen Feldern positionierten Akteure/innen geht. Dabei beziehen wir uns auf einen Feldbegriff, wie er in der nicht substantiell, sondern relational denkenden Sozialwissenschaft entwickelt worden ist: Das Feld ist hier weder ein Stadtteil noch ein anderer geographisch fixierter Ort noch eine administrative Einheit zur manageriellen Steuerung. Es ist vielmehr ein sozial strukturiertes, Handlungs- und Daseinsmöglichkeiten eröffnendes oder verschließendes gesellschaftliches Verhältnis (dazu: Martin 2003). Aus dieser Perspektive ginge es darum, die Entfaltungsmöglichkeiten und Lebenschancen von Menschen zu erweitern, d.h. nach den Bedingungsmöglichkeiten zu fragen, die Menschen in die Lage versetzen, sich für ein für sie mit guten Gründen erstrebenswertes Leben entscheiden und dieses führen zu können. Auch wenn ein Teil dieser Bedingungsmöglichkeiten im lokalen Nahraum der Akteure/innen liegen kann, gibt es Ansätze, die einer solchen Aufgabe insgesamt eher gerecht werden dürften, als ex ante auf kleinräumige Grenzen des Stadtteils fixierte Strategien: Ein auf demokratische Gleichheit gerichteter Capability-Ansatz wäre ein aussichtsreicher Kandidat.

Literatur

- Becker, H./ Franke, Th./ Löhr, R.-P./ Rösner, V. (2002): „Drei Jahre Programm Soziale Stadt. Eine ermutigende Zwischenbilanz“, in: DIfU (Hg.): Die Soziale Stadt. Eine erste Bilanz des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“. Berlin.
- Becker, H./ Franke, Th./ Löhr, R.-P./Schuleri-Hartje, U.-K. (2003): „Das Programm Soziale Stadt: von der traditionellen Stadterneuerung zur integrativen Stadtteilentwicklung“, in: DIfU (Hg.): Strategien für die Soziale Stadt. Erfahrungen und Perspektiven. Berlin.
- Bourdieu, P. (1997): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg.
- Kessl F./ Otto H.-U. (Hg.) (2004): Soziales Kapital und Soziale Arbeit. Zur Kritik lokaler Gemeinschaftlichkeit. Wiesbaden.
- Kessl F./ Kutscher N./ Otto H.-U./ Ziegler H. (2004): Bildungsprozesse im sozialen Kontext unter dem Aspekt der Bedeutung des Sozialraums für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen. Expertise für den Achten Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.
- Landhäußer S./ Ziegler H. (2005): „Social Work and the Quality of Life Politics – A Critical Assessment“, in: Social Work & Society, Volume 3, Issue 1.
- Martin, J. L. (2003): „What Is Field Theory?“, in: American Journal of Sociology 109, S. 1-49.